

Predigt über Hiob 14, 1-6
am Drittletzten Sonntag des Kirchenjahres, 12. 11. 2006
Prof. Jürgen Hübner
Universitätsgottesdienst in der Peterskirche Heidelberg

*Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe,
geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.
Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst.
Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!
Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er
nicht überschreiten kann:
so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein
Tagelöhner freut*.*

* So die Lutherübersetzung. Andere (Einheits-)Übersetzung von V.6:

Schau weg von ihm! Laß ab, damit er seines Tags sich freue wie ein Tagelöhner.

Diese Verse aus der Hiobdichtung kann man, wenn man ihren Kontext beiseite lässt, in verschiedene Richtungen, auf unterschiedlichen Ebenen lesen. *Einmal* beschreiben sie menschliches Leben so, wie es ist, gewissermaßen *objektiv*. Das Leben ist ausgespannt zwischen Geburt und Sterben. Es ist eingegrenzt in seiner Lebenszeit. Heute könnte man genauer sagen: Es ist eingespannt zwischen Konzeption und klinischem Tod. Was zuvor war und danach sein wird, bleibt offen.

Diese Lebenszeit ist kurz. Verglichen mit astronomischen Zeiten sogar sehr kurz: Das Weltall ist nach heutiger Kenntnis etwa 13,7 Milliarden Jahre alt, ein Menschenleben währt 70, vielleicht 80, heute, wenn es hoch kommt, auch 100 Jahre, in anderen Ländern weit weniger, bis hin zum Sterben der Kinder in Gegenden, wo Armut herrscht.

Die kurze Lebenszeit ist zudem voll Unruhe: Sorge und Kampf ums Überleben, um Arbeitsplätze, aber auch rührigem Aufwand zur Lebensgestaltung, wem's gut geht, etwa beim Hausbau, in der Organisation von Freizeitaktivitäten – Unruhe lässt sich auch so interpretieren. Wer sich ein Haus baut, hat keine Zeit zum Ausschlafen.

All das scheint normal zu sein. Es gehört in unterschiedlicher Weise zu unserer Natur. So, wie eine Pflanze wächst, eine Blüte entwickelt, die sich öffnet und alsbald welkt und abfällt, so entsteht und vergeht auch menschliches Leben. Gleich einem Schatten verschwinden Blumen und – auf derzeit höchster Stufe der Evolution des Lebens auf der Erde – auch Menschen. Da sind Pflanzen wohl

noch vitaler, wie Hiob einen Vers später bemerkt: Bäume treiben wieder aus, wenn sie abgehauen werden; Menschen aber vergehen und sind nicht mehr da. Das ist ihr Schicksal.

Und die kurze Lebenszeit erfordert Anstrengungen. Menschen sind für ihre Lebensführung verantwortlich. Sie müssen lernen, sich zurecht zu finden, sich einzufügen in die Familie, in die Gesellschaft, letztlich in die Naturordnung überhaupt, selbst, wenn sie dagegen rebellieren. Gesetze sind zu befolgen. Und in allen Religionen gibt es von Gott gesetzte Instanzen, die über ihre Einhaltung wachen. Gott selbst sieht auf jeden einzelnen Menschen und hält Gericht über ihn. Dabei gibt es keinen, der ohne Fehler wäre! „Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!“

Wenn dem so ist, und daran besteht für Hiob kein Zweifel, wenn also jeder Tag von Gott – im Sinne der Naturordnung, auch der Gesellschaft – festgelegt und überwacht ist, wenn die Lebenszeit ein für allemal begrenzt ist und ihr Ziel an dieser ihrer Grenze findet, die niemand überschreiten kann – sollte der Mensch sich dann nicht damit abfinden und seine Ruhe haben, wie ein Tagelöhner, der von einem Tag zum anderen lebt, Tag für Tag zufrieden ist, wenn er seinen Lebensunterhalt verdienen und dann wohl auch Feierabend machen kann? Was will der Mensch mehr?

So weit ein annähernd objektivierender Blick auf unseren Text. Die Verse erlauben und verlangen weitere Deutungen. Nimmt man sie *in positivem Sinne* auf, dann kann man doch fragen: Ist es nicht gut, dass die Lebenszeit so begrenzt ist? Wer möchte denn schon 100 Jahre oder noch älter werden – womöglich am Tropf in einem Pflegeheim? Leben und Sterben gehören zusammen. Wenn niemand stürbe, wäre Leben nicht möglich. Eine Generation muss der anderen Platz machen. Und was wäre ein Leben, das nur aus Ruhe bestünde? Unruhe gehört dazu: Aktivität, kreatives Schaffen, am Ball bleiben. Freilich kann die Unruhe auch überhand nehmen: Der Mensch ist kein Uhrwerk, dessen Unruhe ständig laufen muss. Der Feierabend ist wichtig, nicht nur die Nachtruhe. Auch die Blume hat ihre Zeit, in der sie sich darstellt und darbietet; sie wächst nicht nur und geht auf, sie scheint sich auch über ihre Gäste zu freuen, die sie bewirtet und die sie befruchtet – dann kann sie getrost verwelken und abfallen und einer neuen Generation das Leben schenken. Und wenn Gott darauf achtet – was kann dem Leben Besseres geschehen? Und wenn es denn unter Menschen so viel Missgunst, Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit, Krieg und Ausbeutung gibt – ist es da nicht ein Trost, dass es einen Richter gibt, der für das Recht sorgt? Der auch aufpasst, dass ihm kein Unrecht entgeht? Ist es nicht gut, dass wir mit Gott nicht zu feilschen brauchen über die Zahl unserer Tage und die Monate unserer Existenz? Dass alles vor-gegeben ist und allein in Gottes Verfügung steht? Wir brauchen Grenzen, und das Leben darin auszufüllen, kann durchaus Ziel sein und sein Genüge haben. Warum, so könnte man Hiob fragen, sollte Gott da wegblicken? Ist die Schöpfung und das Leben in ihr nicht schön, so wie es ist? So, dass sich auch ein Tagelöhner des Lebens freuen kann?

Doch der Hiob der Hiobdichtung *leidet*. Da nützt die ganze Schönheit der Schöpfung nichts. Hab' und Gut hat er verloren, dann auch seine Kinder, Söhne und Töchter. Zuletzt wurde er mit bösen Geschwüren geschlagen, von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und „Hiob setzte sich mitten in die Asche und nahm eine Scherbe, um sich damit zu schaben“. Freunde besuchen ihn und versuchen, ihm sein Leiden zu erklären. Nicht etwa medizinisch – das hätte noch einen Sinn -, sondern moralisch. Das treibt sein Leiden auf die Spitze. Denn Hiob weiß sich nichts vorzuwerfen. Und wenn ihn denn irgendeine Schuld träfe – kann Gott ein solches Leiden zulassen? Was ist dann ein Leben wert? Wie steht es um seine Geschöpflichkeit? Was ist das für ein Gott, der so etwas geschehen lässt, ja selber tut? Ein Mitschüler sagte mir einst in jugendlicher Häme: „Was sich der alte Herr da geleistet hat...“. Er wandte sich vom Glauben ab und wurde bekennender Atheist.

Hiob aber hält sich an Gott fest und fordert ihn heraus. Er sucht das Gespräch mit Gott. „Warum verbirgst du dein Angesicht und siehst mich an als deinen Feind?“

Auf diesem Hintergrund, im Kontext der Dichtung, erscheint zunächst freilich das, was unser Textabschnitt beschreibt, in einem *negativen* Blickwinkel. Es ist der Blick des Leidenden. So gerät die Beschreibung der Schöpfung zur *Klage*. Das Leben ist kurz. Und das, wo die Zeit für einen Leidenden, einen Kranken, gar einen Todkranken sehr lang werden kann! Es ist kein gutes Leben, wenn es nur beim Überleben bleibt, wenn alles zur Plage wird. Dann wäre es besser, klagt Hiob, gar nicht erst geboren, oder als Kind gestorben zu sein. Angesichts des Leidens, wie es Hiob erfährt, lohnte es sich nicht, auf der Welt zu sein, zwischen Geburt und Sterben. Und die Unruhe, die kreativ sein könnte, wird zur Belastung, unerträglich, wenn es nur darum geht, am Leben zu bleiben. Um dann doch früher oder später zu sterben. Die Schönheit der Blume vergeht, die Blüte fällt ab. Wer hat sie wahrgenommen? Schattenspiele mögen schön sein. Doch was bleibt davon? Und dann passt Gott noch auf, was der Mensch tut in dieser kurzen Zeit, und zerrt vor sein Gericht, was nicht ganz in Ordnung – seiner Ordnung – gewesen sein mag. Dabei ist doch niemand perfekt, es gibt keinen Menschen, der ganz rein wäre. Selbst Hiob, der sich keiner Schuld bewusst ist, hält sich nicht ganz für rein. Sind die Lebensstage festgelegt, unwiderruflich, ist es Gott allein, der über sie verfügt – da will man nicht auch noch ständig beaufsichtigt werden und mit Plagen belästigt sein. Da will man seine Ruhe haben. Man tut sein Tagewerk, wenn man eines hat, und vielleicht kann man sich auf einen Feierabend freuen, spätestens am Ende aller Tage.

Nun bleibt es bei Hiob nicht bei der Klage. Die Klage hat einen Adressaten. Er klagt *Gott*. So wird die Klage unversehens zum *Vorwurf*, ja zur *Anklage*. Zur Anklage Gottes! Des Schöpfers! Wohl

dem, der so klagen kann, haben wir im Semestereröffnungsgottesdienst gehört – die Rede: „Ich kann nicht klagen“ verrät ein Defizit. Hiob klagt Gott an und lässt nicht locker. Er sucht das Gespräch mit Gott, obwohl Gott schweigt. Die Beziehung zu Gott bleibt, sie wird nicht aufgegeben. Für Hiob kann sie gar nicht aufgegeben werden: Gott bleibt Gott und der Mensch sein Geschöpf, und der Mensch als Geschöpf darf seinen Schöpfer zur Rede stellen. „Mich ekelt mein Leben an“, sagt Hiob (10,1f.). „Ich will meiner Klage ihren Lauf lassen und reden in der Betrübnis meiner Seele und zu Gott sagen: Verdamme mich nicht! Lass mich wissen, warum du mich vor Gericht ziehst.“

Dieser Gottesbeziehung stehen die Freunde Hiobs allerdings im Wege – in bester Absicht. Ist es nicht Gotteslästerung, wie Hiob redet? Sie meinen es gut und wollen den Bedrängten trösten, sein Leiden erklären, um so Abhilfe zu schaffen. Auf eine Weise, wie es oft in der Kirchen- und Theologiegeschichte geschah und noch heute vielen Menschen nahe liegt.

Zwei Beispiele dazu. Als Charles Darwins Tochter Annie mit zehn Jahren an Schwindsucht starb, litt der Vater schwer darunter. Die Geistlichen und auch seine Frau wie viele Theologen der damaligen Zeit verstanden das als Sündenstrafe. Wie bei Hiob fand das seinen Widerspruch. So musste er sich frei machen davon, und das wissenschaftliche Denken half ihm dabei: Annies Sterben war wie bei vielen Kindern damals ein natürlicher Vorgang, ein notwendiger Selektionsprozess im Fortgang der Evolution allen Lebens auf der Erde. Gott hatte es so eingerichtet. Und: „Nur Gott weiß, welches Leid ihr noch bevorgestanden hätte“, schrieb er in einem Brief an seine Frau. Er schrieb danach *auch* sein grundlegendes Werk über „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“, die Begründung seiner Abstammungslehre. Das tröstete ihn. Das andere Beispiel: Kürzlich war im Fernsehen der Film über das Leben der Margarete Steiff zu sehen, der Schöpferin des Teddybären und der wunderschönen Steiff-Tiere. An Kinderlähmung erkrankt, war sie halbseitig und an den Beinen gelähmt. Als Kind wollte sie zu Weihnachten unbedingt in der Kirche das Christkind in der Krippe sehen. Die stand neben dem Altar. Zur Christvesper fuhr sie der Bruder in einem selbst gebastelten Leiterwagen hin. Der Pfarrer wies sie zurück. Er wollte es ordentlich haben in seiner Kirche. Ein Krüppel habe da keinen Platz. Margaretes Leiden sei Strafe Gottes, das müsse sie ohne Widerspruch ertragen. Gegen seinen ausdrücklichen Rat gab sie dennoch nicht auf. Sie lernte später Nähen, richtete eine Nähstube ein, und aus ihr entstand ihr großes Werk. Allen Rückschlägen zum Trotz hatte sie Erfolg. Durch Gottes Güte, nicht die des Pfarrers.

Ein Denken und Verhalten, das Gottes Tun rationalisieren und erklären will, geht an der Wirklichkeit des Lebens und der Gottesbeziehung vorbei - wie das der Freunde Hiobs. Dennoch

tragen viele Menschen ein solch negatives Pfarrerbild, aber auch eine solche Anschauung weiter, und die Medien nehmen es auf. Hiob aber ist das Beispiel, das weiter führt, nicht das der Freunde.

Im Licht der Beziehung zu Gott, die auch Klage, ja Anklage zulässt, stellt sich das Leben anders dar. Es muss nicht eine neue wissenschaftliche Theorie oder wirtschaftlicher Erfolg sein, was tröstet. Jedenfalls nicht allein. Aber wenn Menschen mit Gott sprechen dürfen, in aller Offenheit über das, was sie bewegt, kann jeder Tag ein neues Gesicht und ein neues Gewicht bekommen und Quelle der Freude werden. Nicht, weil Gott wegblickt, wie der Leidende in seiner Not wünschen mag. Sondern in der Erkenntnis von Gottes Schöpferkraft. So legt es der Schluss des Hiobbuches nahe. Gott antwortet schließlich doch und stellt sich dar als der, der er ist: der Schöpfer. Er weist Hiob seinen Platz zu in der Schöpfung. Da kann dann auch die Anklage verstummen, ja es kann zum Widerruf kommen.

So gewinnt das neue Gestalt, was in unseren Versen angesprochen ist: Nicht nur das, was uns vorgegeben ist und was wir objektivierend beschreiben können, sondern auch die Deutung. Sie lässt sich ins *Positive, Lebensförderliche* wenden und aufnehmen. Die Blüte unserer Lebenszeit ist begrenzt. Sie ist irgendwann einmal zu Ende. Aber sie kann, und zwar nur so, Frucht bringen. Das Leben geht weiter. Gottes Nähe will nicht Last, sondern schöpferische Lebensquelle werden. Wir dürfen mit Gott sprechen, ja sogar rechten, und er wird uns zurecht bringen. Unsere begrenzten Tage und die endliche Zahl der Monate und Jahre unseres Lebens – sie haben ein Zuvor und Danach, denn Gott ist ihr Ursprung und ihre Zukunft. Ihre Schönheit ist keine Illusion, und ihr Leid wird ein Ende haben. Du und ich können zu Frieden finden, können zufrieden sein.

Gewiß, dieser Ausblick geht über die Hiobdichtung noch hinaus. Wir können nicht anders, als sie schon im Lichte des Christusglaubens aufzunehmen. Im Evangelium (Lukas 17, 20-24) hieß es: Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch. Es kommt nicht so, dass man es beobachten (oder gar vor- oder nachrechnen) kann. Und der Tag des Menschensohnes, das ist der Tag der Offenbarung Gottes, wird sein wie ein Blitz, der von einem Ende des Himmels zum andern leuchtet. Ich finde: In Hiobs Bemühen, Gott zur Rede zu stellen, in seiner Klage und ihrer Überwindung blitzt schon etwas auf von dem, was uns erwartet: Gottes Zukunft.

Wohl dem, der einzig schauet, nach Jakobs Gott und Heil! Wer dem sich anvertrauet, der hat das beste Teil, das höchste Gut erlesen, den schönsten Schatz geliebt; sein Herz und ganzes Wesen bleibt ewig ungetrübt.

Hier sind die starken Kräfte, die unerschöpfte Macht; das weisen die Geschäfte, die seine Hand gemacht: der Himmel und die Erde mit ihrem ganzen Heer, der Fisch unzähl'ge Herde im großen wilden Meer.

*Ach ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm; der Herr allein ist König, ich eine welke Blum.
Jedoch weil ich gehöre gen Zion in sein Zelt, ist's billig, dass ich mehre sein Lob in aller Welt.*

Paul Gerhardt, EG 302, 2, 3, 8